Protest.

In einem Dorfe soll beim Bürgermeister eine Erbschaft getheilt werden. Während der Verhandlung entsteht Streit und bald ist eine Rauferei im Gange, in die man auch den Bürgermeister hineinzieht. „Laßt mich aus!" ruft er — „Ich erb' ja gar nicht mit!"

Frauenspekulation.

Gatte: „Aber diese theuren Modesachen können wir doch nie und nimmer bezahlen!"

Frau: „O, das weiß ich schon!"

Gatte: „Aber, Ella! Dann wird man sie Dir später wieder wegpfänden!"

Frau: „Ja — später! Bis dahin sind sie schon längst aus der Mode!"

— Mal-propre. Vater: Warst Du auch heute recht sauber in der Schule? Hänschen: Ja, der Lehrer sagte, ich sei doch 'mal propper!

— Darum die Eile. A.: Wohin so eilig? B.: Zur Bade-Anstalt. A.: Na, gehen Sie doch langsam! B.: Bewahre! Nehme ja Sturz-Bäder!

Vertrauensselig.

Fähnrich: „Und ist Ihr Bartwuchsmittel wirklich so sicher?"

Friseur: „O vollkommen!"

Fähnrich: „Dann bitte auch gleich eine Schnurrbartbinde."

—Gewichtig. Vater: Heirathe doch den Otto, er ist ein so gewiegter Kaufmann. Tochter: Darum kann er mir auch gewogen bleiben.

— Theatergespräch. A.: Ist der Chor-Tenor aber arrogant! B.: Wieso denn? A.: Er will immer höher hinaus als alle Anderen!

Aus der Schule.

Lehrer: „Wer hat Amerika entdeckt?"

Schüler (schweigt).

Lehrer: „Na, Du Dummkopf, weißt Du denn das noch nicht? Columbus, das weiß jeder Mensch, jedes Kind, ich weiß es, überhaupt jeder Esel weiß das!"

— Mittel, mager zu werden. Man schaffe sich einen photographischen Moment-Apparat an, alsbald wird man „abnehmen".

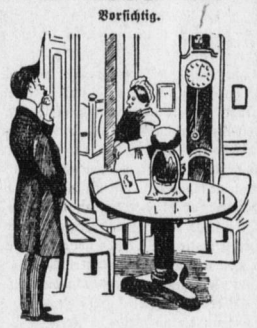
— Guter Rath. A.: Meine Jöhre ist doch ein zu unartiger Balg! B.: Geben Sie das Kind doch zu unserm Organisten in Pension, der weiß doch mit Bälgen umzugehen!

— Durch die Blume. Geizhals (seinem Neffen ein nur halb gefülltes Glas Wein anbietend): Nun, was sagst Du zu dem Weinchen? Neffe: Hm! Ein guter Tropfen! —

— Ergiebiges Thema. Frau (nach dem Kaffeekränzchen): „So eine einfache Frau, die erkrankte Postmeisterin... und doch haben wir uns heute drei Stunden über sie unterhalten!"

— Vom Ballet. A.: Denken Sie nur, dem Rezensenten der „Nachrichten" gefiel gestern das Ballet sehr gut, während es dem Kritiker des „Anzeigers" direkt mißfiel! B.: Das macht nichts; ihr Urtheil war dennoch sehr ähnlich: was dem Einen „Elephanten"-, war dem Andern „Elfen-Bein". —

Vorsichtig.

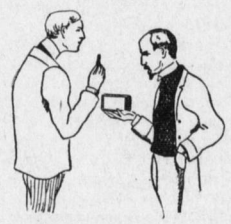


Junger Doktor: „Es wäre gut, wenn Sie Herrn Mayer nahelegen würden, daß er sein Testament macht."

Haushälterin: „O, das hat er schon gethan, bevor er Sie hat rufen lassen, Herr Doktor."

— Feine Unterscheidung. Herr (Leinwandtragen auswählend): „Die Fasson „Schiller" entspricht mir wohl am besten, aber das Leinen ist mir zu grobfädig." Prinzipal: „Gut. Kann Ihnen dieselbe Fasson auch feiner bieten... Fräulein Rosa, geben Sie 'mal die Qualität „von Schiller" herüber!"

Armer Kerl.



„Was? Sie haben ja eine Prachtfrau! Ein Kistchen solch herrlicher Cigarren kauft sie Ihnen?"

Ehemann (seufzend): „Ja, aber damit darf ich nur den Besuchern aufwarten!"

— Stoßseufzer. Bummler: „Ich wollt', es gäb' kein Geld — dann hätt' ich doch nicht immer keins!"

— Aus der Instruktionsstunde. „Wozu dient die Paradeuniform?" — „Damit man sie inspiziren kann!"

— Frappirt. Schullehrer: Herr Wirth! Sekt! Wirth (erstaunt): Waaas? Lehrer: Na, Sekt! Ist er frappirt? Wirth: Nein, aber ich!

Spättisch.

Sonntagsjäger: „Jetzt hab' ich aber wohl den Hasen richtig getroffen."

Förster: „Gebellt hat er wenigstens ganz gehörig."

Das Frauenkleid im Lichte der Farbenlehre.

Von Gustav Kukutsch.

Die wichtigste Erscheinung, die bei der Wahl der Kleiderfarben berücksichtigt werden muß, ist der Contrast. Um seine Bedeutung in das rechte Licht zu setzen, seien hier die drei Hauptsätze hervorgehoben, die Professor Severin Schröder in seinen gelehrten Darlegungen über die Farbenharmonie in der Damentoilette als Ergebniß feststellt: Erstens: durch den Contrast kann man Farben erzeugen, wo keine vorhanden sind, also auf grauem, neutralem Grunde; zweitens: durch Contraste kann man Farben in ihren Tönen verändern; drittens: durch Contraste kann man die Helligkeit oder Sättigung einer Farbe erhöhen oder herabdrücken. Diese drei Fundamentalsätze zeigen wohl deutlich genug die Wichtigkeit des Contrastes für die Damentoilette.

Nun kommt es vor allem darauf an, den Contrast, das heißt die Ergänzungsfarben, zu bestimmen. Wünscht eine Dame als Aufputz zu einem Kleide dessen Ergänzungsfarbe, so kann sie, um diese Farbe zu bestimmen, in folgender Weise verfahren: Sie schneidet ein Stoffmuster ab, legt es auf ein weißes Papier und betrachtet es ein Weilchen unverwandt. Zieht sie dann das Stoffmuster rasch herab und blickt noch weiter auf die weiße Unterlage, so erscheint auf dem Papier als Nachbild die genaue Contrast- oder Ergänzungsfarbe zu der Farbe des Kleides: beispielsweise für ein himmelblaues Kleid eine orangegelbe Ergänzungsfarbe, für ein gelbgrünes eine rothviolette, für ein blaugrünes eine rothorangene usw. Die so gesehene Ergänzungsfarbe kann man leicht an der Hand einer Farbenmusterkarte feststellen. Will aber die Dame nicht gerade die Contrastfarbe, sondern irgend eine andere Farbe als Aufputz zu einem Kleide verwenden, so darf sie die Farben nicht, wie in dem ersten Falle, getrennt prüfen, sondern muß sie gleichzeitig betrachten. Das macht man so: Die Farbe, die man als Aufputz wünscht, legt man so auf den glatten Kleiderstoff, daß sie von diesem ganz umschlossen wird; nun erst erkennt man, wie die Farbe des gewünschten Aufputzes auf dem Kleide in Wirklichkeit aussehen wird. So erscheint beispielsweise ein lichtrother Aufputz auf einem dunkelrothen Kleide noch lichter und umgekehrt. In manchen Fällen ist aber die Veränderung so stark, daß die wirkliche Farbe kaum zu erkennen ist. Das kann man aus folgenden Beispielen ersehen: Rother Aufputz wird auf blauem Kleide orangefarbig, blau auf roth wird blaugrün, schwarze Spitzen auf grünem Kleide erscheinen röthlich, weiße Spitzen auf blauem Kleide werden gelblich, auf roth grünlich usw. Professor Schröder empfiehlt daher, von vornherein die Farben so zu wählen, daß die durch den Contrast hervorgerufene Farbe schon theilweise in der anderen enthalten ist. Soll also ein blaues Kleid mit Roth aufgeputzt werden, so ist zu vermeiden, daß das Roth durch den Contrast orangefarbig erscheint. Das kann man dadurch verhindern, daß man ein Roth wählt, in dem schon Orange enthalten ist, also Rothorange. Aber auch das Kleid muß Concessionen machen. Nehmen wir an, daß eine Dame unter allen Umständen zu einem blauen Kleide einen rothen Aufputz wünscht, so muß die blaue Farbe einen grünen Ton haben. Uebrigens gibt es ein gutes Mittel, unschön wirkende Veränderungen der Aufputzfarben zu corrigiren, und das ist die Einfassung, das heißt also die Einschiebung von Weiß, Grau oder Gold.

Die Damen haben aber ferner den schätzbaren Wink zu beachten, daß nicht bloß durch den Contrast, sondern auch durch Zusammenstellungen verwandter Farben die schönste Harmonie erzielt werden kann. Das läßt sich leicht erproben, wenn man beispielsweise verschiedene Schattirungen der rothen Farbe zu Combinationen vereinigt, nur kommt es dabei sehr darauf an, die richtigen Farbentöne zusammenzustellen. So ruft die Combination von Dunkelzinnober mit Rosaroth eine ungünstige Wirkung hervor, wogegen ein dunkles Roth auf zinnoberrothem Grunde sich sehr gut macht. Weiter ist aber auch bemerkenswerth, daß der Teint viel mehr beeinflußt wird, wenn die Farbe des Kleides mit der des Teints verwandt ist, als wenn dies nicht der Fall.

Nun entsteht aber die praktisch so überaus wichtige Frage, welche Wirkung die Kleider auf den Teint haben. Zuvor muß indessen die Dame sich vergewissern, welchen Teint sie denn eigentlich hat. Man glaubt es gar nicht, wie viel Menschen es gibt, die ihren eigenen Teint nicht kennen, oder ihn wenigstens nicht genau zu charakterisiren wissen. Um sich nun über die Teintfarbe Klarheit zu verschaffen, braucht man nur einen weißen oder schwarzen Stoff von genügender Größe um Hals und Schulter zu legen und man wird dann seinen Teint in der wirklichen Farbe sehen. Wie verhalten sich nun die verschiedenen Kleidernuancen zum Teint? Ziehen wir zunächst ein weißes Kleid in Betracht, so macht sich mattes Weiß bei einem frischen Teint gut, indem es seine rosige Färbung hebt. Dagegen empfiehlt es sich nicht, zu einem Teint mit ausgesprochen gelblicher oder in's Orange spielender Färbung ein weißes Kleid zu wählen, und noch weniger zu einem blassen Teint. Sehr ungünstig wirken weiße, glänzende, undurchsichtige Stoffe, wie beispielsweise weißer Atlas, den schon so manche liebliche Braut am Hochzeitstage zu ihrem Nachtheil getragen hat, weil der Atlas infolge seines Glanzes und seiner Undurchsichtigkeit alle Farbenreflexe der Umgebung auf seine niedliche Trägerin zurückwirft, und ihre Gesichtsfarbe grünlich, bläulich oder gelblich schimmern läßt. Professor Schröder warnt aber auch sonst noch vor dem Atlas, weil dieser die fatale Gewohnheit hat, seiner Trägerin ein gewiß nichts weniger als erwünschtes Embonpoint zu verleihen. Dieselbe Unannehmlichkeit bringt übrigens auch die Seide, wie überhaupt alle glänzenden Stoffe, während die matten mehr den Schein der Schlankheit hervorrufen. Ein schwarzes Kleid hat auf den Teint eine bleichende Wirkung, aber Wangen und Lippen läßt es, wenn diese von der schwarzen Farbe ausreichend getrennt sind, röther erscheinen als sonst, weil der Contrast zwischen dem durch die schwarze Kleiderfarbe gebleichten Teint und der Röthe der Wangen und Lippen kräftiger zum Ausdruck kommt. Ein graues Kleid bleibt auf den Teint ganz ohne Wirkung. Um so einflußreicher ist aber ein rothes Kleid. So darf die Farbe eines rosenrothen Kleides nicht blasser sein als das Rosenroth der Wangen, weil sonst der Teint grünlich schimmert, wogegen man sich aber durch geschmackvolle Einfassung mit weißem Tüll oder Spitzen ziemlich wirksam schützen kann. Hat eine Dame das Bestreben, die Wangenröthe, falls sie ihr zu intensiv erscheinen sollte, zu mildern, so thut sie gut, ein Kleid von noch dunklerem, kräftigerem Roth anzuziehen; kommt sie sich aber zu blaß vor, so kann sie durch ein grünes Kleid die Wangen röthen, nur muß sie sich vor einem zarten Gelbgrün hüten, weil es durch seine rothviolette Ergänzungsfarbe den Teint trübt. Dagegen verschafft ihr ein blaugrünes Kleid den gewünschten Erfolg, da es durch sein rothorangenes Complement dem Teint eine lebhaftere Färbung gibt. Bei ausgesprochen rothem Teint ist jedoch vor der grünen Farbe nachdrücklich zu warnen, sonst erscheint das Gesicht noch röther, und ebenso gefährlich ist dieses Kleid für einen orangegelben Teint. Sehr einflußreich ist ferner ein gelbes Kleid. Hat eine Dame weißen Teint, so schadet ihr ein gelbes Kleid wegen dessen blauer Contrastfarbe und sie thut jedenfalls viel besser, ein zartes Grün zu wählen. Geht aber ihr Teint in's Gelbliche, so ist das gelbe Kleid sehr zu empfehlen, weil es den Teint weiß erscheinen läßt, da ihn die veilchenblaue Ergänzungsfarbe bleicht. Indessen ist im allgemeinen zu beachten, daß das gelbe Kleid nur den brünetten Damen paßt, wogegen es bei Blondinen langweilig wirkt. Ein Favorittkleid für die Blondinen ist das blaue, das die Eigenheit hat, einen rosenrothen Teint etwas zu mildern und einen weißen ein wenig orangefarben erscheinen zu lassen. Brünette Damen mit orangefarbenem Teint müssen ein blaues Kleid meiden, weil es sie noch orangefarbener zeigen würde. Unter allen Umständen empfiehlt es sich, bei der Wahl eines blauen Kleides genau zu proben, ob ein röthliches oder ein grünliches Blau zum Teint besser paßt. Ein violettes Kleid wirkt im allgemeinen ungünstig, besonders wenn die Farbe nicht dunkel genug ist. In manchen Fällen macht es sich allerdings doch nicht schlecht, aber es muß auch bei der Probe sehr sorgfältig geprüft werden, ob ein röthliches oder bläuliches Violett besser paßt. Am gefährlichsten ist ein orangegelbes Kleid, weil es weißen Teint blau, orangegelben Teint blaß und gelben Teint grünlich erscheinen läßt.

Die Tragödie einer Forschungsreise.

Die Schrecken der Wildniß Labradors schildert ein soeben in London erschienenes Buch „The Lure of the Labrador Wild", die Geschichte der von Leonidas Hubbard geleiteten Forschungsexpedition, aus der Feder von Dillon Wallace. Begleitet waren die beiden Männer von ihrem Diener und Freund George Elson, einem Mischling. Ihr Ziel war, durch das einsame Labrador bis zum Michikamaufee vorzudringen, der den canadischen Indianern, wenn sie das Karibu jagen, als Sammelplatz dient. Sie wählten einen unbekannten Weg, den der Fuß eines Weißen noch nie betreten hatte, und den auch die Indianer gewöhnlich vermeiden. Auch die beste Karte, die sie sich verschaffen konnten, gab keine genaue Auskunft über das einsame Thal, das für sie das Thal der Entbehrungen und das Thal des Todes werden sollte. Aber diese Gefahren lockten sie nur um so mehr; frohen Muthes begannen sie ihre Forschungsreise, die Einsamkeit bedrückte sie noch nicht. Da wurde das Wetter schlecht; sie fanden immer weniger Wild und kamen nur langsam fort. Trotzdem drängten sie weiter vorwärts. Aber dann gingen ihnen die Nahrungsmittel aus. Sie fingen zwar Fische, schossen einige Haselhühner und Gänse und ein Karibu; doch das reichte durchaus nicht für ihre Bedürfnisse. George war die große Stütze der Expedition; ohne ihn wäre der Ausgang noch schlimmer gewesen. In ihm vereinigte sich die Geschicklichkeit des Indianers mit dem Muth des Weißen, und er war ein außerordentlich tüchtiger Jäger.

Der Sommer in Labrador dauert kaum zwei Monate. Er ging zu Ende, als die Forscher noch unterwegs waren. Endlich erreichten sie einen Berg bei einem See, an dem sie von widrigen Winden aufgehalten wurden. Der Winter nahte heran; sie verloren die Hoffnung und sahen immer mehr ein, wie verzweifelt ihre Lage war. Der Michikamau-See lag noch „hinter den Bergketten". Wallace blieb unten, um Blaubeeren zur Nahrung zu suchen, während Hubbard und George den Berg erklommen, um Umschau zu halten. Vom Gipfel sahen sie eine breite Wasserfläche, jedoch noch meilenweit entfernt. Es war der Michikamau, aber da sie keinen Weg vor sich sahen, den sie hätten einschlagen müssen, und da die Winde sie behinderten, gaben sie schweren Herzens ihr Ziel auf und begannen den Rückzug. Das kalte Wetter trieb die Fische in unerreichbare Tiefen, die Nahrungsmittel wurden immer kärglicher. Schon äußerst geschwächt, wankten sie weiter und ließen alles zurück, was nicht unbedingt nothwendig war. Sie waren froh, noch die Eingeweide und die Haut des Karibus mit etwas grobem Mehl zum Essen zu haben. Als sie das Susan-Thal erreichten, wo sie schon vorher so viel gelitten hatten, beriethen sie, ob sie einen Fluß entlang gehen sollten, der sich nach Süden wandte. Hubbard war dafür, daß man den bekannten Weg wählte, Wallace und der Mischling waren für den Fluß. Man verschob die Entscheidung auf den nächsten Morgen. An dieser Stelle erzählt Wallace eine merkwürdige Episode: „Bei der Berathung sagte George ruhig: „Ich hatte vorige Nacht einen seltsamen Traum darüber, Gefährten." Wir drängten ihn, ihn uns zu erzählen. „Es war ein seltsamer Traum," wiederholte er und zögerte; dann fuhr er fort: „Nun, ich träumte, der Herr stünde vor mir, sehr schön und leuchtend, und große Güte lag auf seinem Antlitz, und er sagte zu mir: „George, verlaßt den Fluß nicht, haltet Euch daran; er wird Euch zum Großen See bringen, wo Ihr Blakes Vorräthe mit reichlicher Nahrung finden werdet, und dann werdet Ihr in Sicherheit sein. Ich kann Euch nicht mehr Fische gewähren, und wenn Ihr diesen Fluß verlaßt, werdet Ihr keine mehr bekommen. Also folgt seinem Lauf, und ich werde Euch sicher herausbringen." Der Herr lächelte fröhlich und sah mich sehr gütig an. Dann ging er fort, und ich träumte, wir gingen den Fluß hinunter und kamen bei dem Großen See heraus, und dort fanden wir Blake, und er nährte uns und gab uns alles, was wir brauchten, und wir hatten es sehr schön."

Der Traum, der der indianischen Seite in Georges Wesen entsprach, sagte ihnen das Richtige. Sie hätten entkommen können, hätten sie den Weg verfolgt; aber Hubbard war der Führer, er entschied sich für die andere Strecke, und sie folgten ihm in das Thal des Todes. Dichter Schnee fiel. Die Forscher waren so geschwächt, daß sie ihr Kanoe nicht länger tragen konnten. Die Nahrung war fast zu Ende; Hubbards Beine versagten ihren Dienst. Man ließ ihn also in Decken gehüllt im Zelt mit etwas Essen und Thee zurück, während die anderen weitereilten, um etwas von den Vorräthen zu finden, die sie beim Beginn der Expedition zurückgelassen hatten, und Hilfe zu suchen. Sie nahmen einen rührenden Abschied von dem Zurückbleibenden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, las Wallace zwei Kapitel aus der Bibel. „Dann kam eine schmerzvolle Pause, in der wir alle drei schwiegen. George warf sein Bündel über die Schulter, und ich nahm das meine auf. Wir wandten uns zum Gehen. Aber ich mußte zurückkehren. Ich bückte mich und küßte Hubbard, er küßte mich wieder. Er war ganz ruhig, nur seine Augen hatten einen Ausdruck nachdenklicher Sehnsucht. „Lebt wohl, Freunde, Gott sei mit Euch!" Wallace wollte mit dem früher zurückgelassenen Mehl in drei Tagen, George mit Hilfe in fünf zurück sein. Sie konnten beide nicht vor zehn Tagen zurückkehren; denn der Schnee fiel in dichten Flocken und blendete Wallace. Mit dem mit Schneewasser getränkten schimmeligen Mehl als einzigem Nahrungsmittel schleppte er sich weiter, bis er ganz das Bewußtsein seiner Lage verlor. George fand nach vielen Kämpfen Hilfe und kehrte zurück, um seinen Freunden Rettung zu bringen, Wallace lebte noch, aber als die Retter das Zelt erreichten, fanden sie Hubbard todt. Die Eintragungen in sein Tagebuch zeigten, daß er bis zum letzten Augenblick sein Schicksal als Mann getragen hatte.

— Das Schlimmste. „Gut, ich will Sie gegen ein Fixum von fünfhundert Mark als Hausarzt engagiren. — Wenn nun aber 'mal in einem Jahre gar kein Krankheitsfall eintreten sollte?" — „Sie brauchen doch nicht immer gleich das Schlimmste anzunehmen!"

Oekonomisch.

Mann (mißmuthig): „Nun hast Du doch den Hut zu dreißig Mark genommen; der zu zwanzig war ja bedeutend hübscher!"

Frau: „Beruhige Dich, Männchen, den habe ich ja auch genommen!"

— Zeitgemäße Namen. Herr Spurtler, ein großer Sportsmann, benennt seine Sprößlinge folgendermaßen: Radolar, Rodelgunde, Automobilius und Stiftidor.

— Au! Sachse: Hären Se, da sagt man sie immer, der Virgil wäre so'n geistreicher Mann gewäsen; das globe ich nich, denn bis jetzt las ich doch immer nur von Virgil's äne Idee!

— Unter Beamten. „Wie ist denn der neue College?" — „Uebermäßig fleißig!... Ich glaube, wenn wir dem nicht mit so gutem Beispiele vorangingen — der würde acht Stunden hintereinander arbeiten!"

Der schlaue Mime.

Schauspieler (zu seinem stark verschuldeten Collegen Pumpinsky): „Wie fängst Du es denn eigentlich an, daß Du Dir Deine vielen Gläubiger vom Leibe hälst?"

Pumpinsky: „Sehr einfach! Wenn sie mir von meiner Köchin gemeldet werden, beginne ich sofort mit dem Studium meiner Glanzrolle als Räuberhauptmann — dann getraut sich keiner die Rechnung zu präsentiren!"

— Offen. A.: Warum sind Sie nicht zu mir gekommen? B.: Mit dem Affen zu Ihnen? Konnte ja kaum zu mir selbst kommen!

— Hinter den Coulissen. Kritiker: Warum verbergen sich denn die als Nixen kostümirten Damen so ängstlich vor mir? Direktor: Weil sie sich scheuen, der Kritik ihre „Schwächen" zu zeigen.

— Treffend. „Wie hat denn der Müller seine Frau kennen gelernt?" — „Auf dem Eise glitt sie aus und fiel in seine Arme." — „Also durch Zufall!"

— Im Wohlthätigkeits-Bazar. Dame: Sie wünschen? Herr: Einen Kuß von Ihnen, der thäte auch mir wohl. Dame (die Hand aufhaltend): Bitte, aber Wohlthun trägt Zinsen!

Höchstes Ziel.

Wamperl: „Da ham f' immer an' Lärm mit dem Fortschritt der Medizin — i' glaub' an kan' Fortschritt, solang f' net so weit san, daß sie mit Bier kuriren!"

— Vorbeugung. Hausirer (als er eine Treppe hinaufgeht, auf der ein Bettler sitzt und ißt, zu diesem): „Beeilen Sie sich 'n bissel, damit ich nicht etwa in Ihre Suppe falle!"

— In einer hypermodernen Ausstellung. „Warum haben denn eigentlich die Bilder Rahmen?" — „Damit der Beschauer weiß, wo das eine aufhört und das andere anfängt!"

— Modern. „Ich glaube, Spund, mein Schneider ignorirt mich!" — „Natürlich! Wie kann er auch viel Achtung vor Dir haben, nachdem Du ihm so wenig schuldig bist!?"

— Von der Bahn. Gast: Der Zug fährt gleich ab! Kellner, warum sind Sie denn so langsam? Kellner: Können Sie denn nicht lesen? Sie befinden sich doch in einem „Warte-Saal!"

Mißverständniß.

„Nun, wie finden Sie denn Ihr neues Haus, das Sie kürzlich gekauft haben?"

„O, bis jetzt bringt mich noch immer der Nachtwächter hin!"